

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 81 (1994)
Heft: 6: Balkone, Terrassen = Balcons, terrasses = Balconies, terraces

Artikel: Stadt ohne Tradition? : Anmerkungen zu einer deutschen Erregung
Autor: Kollhoff, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-61572>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Stadt ohne Tradition?

Anmerkungen zu einer deutschen Erregung

«Werk, Bauen + Wohnen» hat in verschiedenen Essays das Verhältnis von Architektur und Städtebau neu zur Diskussion gestellt (vgl. u.a. «Instabiles ordnen?», April-Nummer 1994; «Die Provokation des Gestrigen» von Dieter Hoffmann-Axthelm, Mai-Nummer 1994). Ein Anlass dafür sind zeitgenössische Programme, in denen kaum mehr «klassische» Funktionen wie Familienwohnungen, Industrie, Gewerbe oder Dienstleistungen aufgelistet sind. Vermehrt stehen spezifischen Nutzungen instabile gegenüber, hochspezialisierten Bauten weitgehend nutzungsneutrale. Vor diesem Hintergrund interessierte im besonderen die Frage, inwieweit traditionelle Baugattungen und Bautypen oder einheitliche Stadtgefüge rekonstruierbar und adaptionsfähig sind. Nur vordergründig geht es dabei um das Für oder Wider städtebaulicher Traditionen. Vielmehr rückt die Dialektik zwischen kultureller Bewahrung und notwendiger Modernisierung ins Zentrum der sachlichen Erörterung. In den Beiträgen der April-Nummer wurden diese Fragen exemplarisch anhand von Blockrandmustern behandelt, um insbesondere die Wechselwirkungen von Programm, Architektur und Städtebau zu untersuchen. In allen Beiträgen wurde die ikonographische Rekonstruktion des traditionellen Blockes, wie sie gerade en vogue ist, in Frage gestellt. Revivals seien – ob nach alten oder moderneren Vorbildern – zwar in der Möbelindustrie, nicht aber im Städtebau möglich, es sei denn, Architektur löse sich von ihrem programmatischen und funktionellen Rahmen und werde zu einem Genre der Designbranche, das sich allein mit Fassadenbildern beschäftigt. Der folgende Artikel ist eine Entgegnung auf die erwähnten Essays, eine Entgegnung, die belegt, dass unterschiedliche Positionen nicht immer in den Antworten zu suchen sind, sondern im unterschiedlichen Verständnis der Frage selbst. Hans Kollhoffs Reaktion auf die Diskussionsbeiträge ist offenbar auch vor dem Hintergrund seines Berliner Alexanderplatz-Projektes zu verstehen, dessen Mischung aus rigiden, geschlossenen Blöcken und wolkenkrazenden Ecktürmen nicht nur in «Werk, Bauen + Wohnen» kein ungeteiltes Lob fand. Die Redaktion wird ihren Standpunkt in einer der nächsten Nummern darlegen. Red.

Der Sattlermeister

Es war einmal ein Sattlermeister. Ein tüchtiger, guter Meister. Der machte Sättel, die so geformt waren, dass sie mit Sätteln früherer Jahrhunderte nichts gemein hatten. Auch nicht mit türkischen oder japanischen. Also moderne Sättel. Er aber wusste das nicht. Er wusste nur, dass er Sättel machte. So gut, wie er konnte. Da kam in die Stadt eine merkwürdige Bewegung. Man nannte sie Sezession. Die verlangte, dass man nur moderne Gebrauchsgegenstände erzeuge. Als der Sattlermeister das hörte, nahm er einen seiner besten Sättel und ging damit zu einem der Führer der Sezession. Und sagte zu ihm: «Herr Professor» – denn das war der Mann, da die Führer dieser Bewegung sofort zu Professoren gemacht wurden – «Herr Professor! Ich habe von Ihren Forderungen gehört. Auch ich bin ein moderner Mensch. Auch ich möchte modern arbeiten. Sagen Sie mir: Ist dieser Sattel modern?» Der Professor besah den Sattel und hielt dem Meister einen langen Vortrag, aus dem er immer nur die Worte «Kunst im Handwerk», «Individualität», «Moderne», «Hermann Bahr», «Ruskin», «angewandte Kunst» usw. heraushörte. Das Fazit aber war: Nein, das ist kein moderner Sattel. Ganz beschämt ging der Meister davon. Und dachte nach, arbeitete und dachte wieder. Aber so sehr er sich anstrengte, den hohen Forderungen des Professors nachzukommen, er brachte immer wieder seinen alten Sattel heraus. Betrübt ging er wieder zu dem Professor. Klage ihm sein Leid. Der Professor besah sich die Versuche des Meisters und sprach: «Lieber Meister, Sie besitzen eben keine Phantasie!» Aber er hatte gar nicht gewusst, dass die zum Sattelerzeugen notwendig sei. Hätte er sie gehabt, so wäre er sicher Maler oder Bildhauer geworden. Oder Dichter, oder Komponist. Der Professor aber sagte: «Kommen Sie morgen wieder. Wir sind ja da, um das Gewerbe zu fördern und mit neuen Ideen zu befruchten. Ich will sehen, was sich für Sie tun lässt.» Und in seiner Klasse schrieb er folgende Konkurrenz aus: Entwurf für einen Sattel. Am nächsten Tage kam der Sattlermeister wieder. Der Professor konnte ihm neunundvierzig Entwürfe für Sättel vorweisen. Denn er hatte zwar nur vierundvierzig Schüler, aber fünf Entwürfe hatte er selbst angefertigt. Die sollten in das «Studio». Denn es steckte Stimmung in ihnen. Lange besah sich der Meister die Zeichnungen, und seine Augen wurden heller und heller. Dann sagte er: «Herr Professor! Wenn ich so wenig vom Reiten, vom Pferde, vom Leder und von der Arbeit verstehen würde wie Sie, dann hätte ich auch Ihre Phantasie.» Und lebt nun glücklich und zufrieden. Und macht Sättel. Moderne? Er weiss es nicht. Sättel.

Adolf Loos, «Trotzdem», Georg Prachner Verlag, Wien

Meine Wohnung liegt im Seitenflügel eines Berliner Mietshauses, Baujahr 1900: Morgens scheint die Sonne nur kurze Zeit durch das Grün eines kräftigen Kastanienbaumes, dessen Krone den engen Hof füllt, in die Fenster der ersten Etage. Den Himmel sieht man nur, wenn man dicht an das Fenster herantritt. Vom Strassenlärm hört man hier nichts, hin und wieder lärmende spielende Kinder, selten streiten sich die Nachbarn geräuschvoll. Die Wohnung ist noch auf einen zweiten Hof orientiert, sie greift um den kürzeren Seitenflügel des Nachbargebäudes, eine frühe Aufweichung der Parzelle: Das Baurecht verlangt hier eine Brandwand, es sei denn, die benachbarten Gebäude stellen eine bauliche Einheit dar. Die Strassenfassade bestätigt die Vermutung: Nur

mit Mühe gelang es dem Architekten, die Bauparzelle auf einer blocklangen Parzelle als Reihe von fünf unterschiedlichen Häusern erfahrbar zu machen. Dennoch waren die Häuser ihre Einheit, sie sind separat erschlossen, haben eine klare Adresse, die Läden des Erdgeschosses respektieren die Brandwand, jedes Haus hat einen Durchgang zum eigenen Hof.

Hausbau von Spekulanten, könnte man sagen, der sich noch dem Hobrechtschen Stadtentwicklungsschema unterwirft: Strassenraster mit Kanalisation, Block, Parzelle, Hofgröße, Traufhöhe. Der Gehweg gepflastert, an die Hauskante geführt, mittig ein Streifen grossformatiger Granitplatten, Bordstein, Asphaltdecke, eine Doppelreihe von Kastanienbäumen, elektrifizierte Gaslaternen.

Alles 19. Jahrhundert! Modern sind nur die Autos, die in Doppelreihe parken. Und die Menschen, die hier wohnen und arbeiten, oder als Besucher hierherkommen, um bummeln zu gehen. Dabei ist diese Strasse nichts Besonderes, die Architektur ihrer Häuser ist nicht aussergewöhnlich. Solche Strassen gibt es, freilich nicht so zentral gelegen, in Wilmersdorf, Neukölln, Prenzlauer Berg. Ich fühle mich wohl in diesen Strassen, und ich sehe, dass sich dort viele wohl fühlen, und ich frage mich, warum unser Jahrhundert nicht willens war oder einfach unfähig, wenn schon nicht solche Strassen, so doch ein modernes Äquivalent hervorzubringen. In den sechziger Jahren sollten die Häuser abgerissen werden, um einem «Fly-over» der geplanten Stadtautobahn Platz zu machen. Heute ist die Strasse eine der schönsten Berlins.

Als man in den frühen siebziger Jahren aufhörte mit dem Abriss ganzer Strassenzüge, ja ganzer Stadtteile in Kreuzberg, in Neukölln und als J.P. Kleihues am Vinetaplatz seinen Wohnblock baute, schien ein tiefgreifender Umdenkprozess in Gang gekommen zu sein, der nicht zuletzt auf die Erkenntnis zurückzuführen war, dass die gründerzeitliche, die Technokraten- und Spekulantenstadt so schlecht wohl doch nicht sein konnte. Vordringlich ging es dabei um den Erhalt erschwinglichen Wohnraumes und um die Rücksicht auf das soziale Gefüge, das erstaunlicherweise in den dichten Blockstrukturen mit ihren dunklen Hinterhöfen beispielhaft sein sollte gegenüber den extrovertierten Siedlungsstrukturen der aufgelockerten und durchgrünten Stadt.

In Wirklichkeit war es aber eine Abkehr von der allzu verständlichen Obsession, alles zu beseitigen, was die Erinnerung an einen katastrophalen Krieg wachhalten könnte, in der Hoffnung, auf der Tabula rasa eine neue, bessere Welt aufzubauen, eine Welt, die in den städtebaulichen und architektonischen Experimenten der Weimarer Republik so greifbar und zukunftsverheissend vor Augen geführt wurde.

In anderen Städten, in München, Düsseldorf, Würzburg, Münster war die Erinnerung an die verlorene Stadt noch wach, ein bürgerliches Bewusstsein stark genug, das Kriegstrauma mit einer grandiosen Wiederaufbauanstrengung zu überwinden. Die Grosstadt Berlin hatte diese bürgerliche Basis längst verloren. Die weltstädtische Elite, die das Vorkriegs-Berlin wirtschaftlich und kulturell getragen hat, war vorwiegend jüdisch und wurde durch das Naziregime vertrieben oder ausgerottet. Es gab in Berlin einfach niemanden mehr, der in den baulichen Resten etwas anderes zu sehen vermochte als Erinnerungstücke an die verhasste Hauptstadt des Dritten Reiches, die es zu beseitigen galt, wollte man eine Zukunft haben.

Und so entstand der Kollektivplan unter Hans Scharoun unter der Annahme, vom Lüt-

zowplatz bis zur Wassertorachse alles einzu-ebnen, um darauf eine optimistische, topographisch weit ausgreifende Architektur zu errichten in Erinnerung an die glückverheissenden Visionen der Gläsernen Kette. Wer wollte den Planern der ersten Stunde verübeln, sich an die utopische Energie der «Alpinen Architektur» zu klammern und nicht wahrhaben zu wollen, dass schon das Neue Bauen sich von diesem allzu schwärmerischen Gedankengut, «das bunte Glas zerstört den Hass», befreien musste, um den Fragen der Behausung und der Grosstadt konkret zu begegnen.

So entstanden auch die Beiträge für den Hauptstadt-Berlin-Wettbewerb, 1957, die ganz selbstverständlich von einem nahezu vollständigen Abriss der gesamten Innenstadt ausgingen. Allerdings wurde hier schon die funktionalistische Typologie erkennbar, mit der man in Anlehnung an die Siedlungsbauerfahrung und Stadterweiterungsexperimente der zwanziger Jahre eine neue Stadt bauen wollte. Die grosse andere Tradition des modernen Bauens, die der innerstädtischen Kaufhäuser, Büro- und Verwaltungsbauten, auch die der Wohnhäuser eines Messel, Mendelsohn, Max Taut, Behrens, geriet in Vergessenheit, sie entsprach nicht dem Ideal der Offenheit, des fliessenden Raumes, dem Ideal der totalen Transparenz.

Und nun, nach dem Märkischen Viertel und der Gropiusstadt, nach diesen grossen Anstrengungen, der alten Stadt eine neue entgegengesetzten, wollen die Leute in ihren Mietskasernen bleiben, und nicht nur, weil dort die Miete erschwinglich ist und das soziale Netz Halt verspricht, sondern weil hier das zu finden ist, was die Architekten seit den frühen sechziger Jahren in ihre modernistischen Pläne schreiben, die Piazza und den Kieztreff, den Tante-Emma-Laden und das Café. Dafür ist in der Typologie der Stadt im Grünen ja auch kein Platz, die abstrakten Kuben wurden aufgestellt, um den ununterbrochenen Fluss des Grüns und dem freien Blick kein Hindernis zu bieten. Später und in zentralen Lagen kam man nicht umhin, dem städtischen Nutzungsbedürfnis doch mit untergeschobenen Glaskuben für kommerzielle Nutzung entgegenzukommen. Das Diktum der Auflockerung und des fliessenden Raumes liess es jedoch ebensowenig zu wie der Zwang zur Durchgrünung, die Gebäude nun auch konsequenterweise an der Strasse aufzureihen, wie man das Jahrhundertlang in Europa geübt hat. Die Rück- und Vorsprünge, das Abstandsgrün und die Bodendecker, die Ecken, in denen sich dann der Müll sammelt, die unfreiwilligen Hundeklos prägen dann solche Stadträume, die sich der Verdichtung widersetzen, aber ihren Willen zur Freiheit einem Jahrhundertlang eingeübten städtischen Leben preisgegeben sehen.

Spätestens mit der bitteren Erkenntnis, dass die Vision der Stadt im Park einer Realität der Stadt im Parkplatz gewichen war, musste

das nervöse Häuserrücken an der Gehwegkante innerhalb eines ständig schrumpfenden Spielraumes als Ritual einer Freiheit erscheinen, die sich angesichts der wiederkehrenden Konvention städtischen Lebens als Klischee entlarvt sah. Man mache sich das Vergnügen eines Spazierganges auf der Lietzenburger Strasse in Berlin: Sie ist ein einzigartiges Museum städtebaulicher und architektonischer Ausweichmanöver der Nachkriegsmoderne. Man sollte sie unter Ensembleschutz stellen.

Der gestalterische Individualismus ohne Grenzen, der sich aufgerufen sah, auf freigeräumtem, begrüntem Feld kompositorisch abstrakte, weisse Volumen zu setzen und spannungsvolle Beziehungen aufzubauen, sieht sich genötigt, in eine Reihe zu treten mit Leidensgenossen, ist gezwungen, die alte Bauflucht der totgesagten Korridorstrasse aufzunehmen im Schulterchluss mit seinen Nachbarn. Je unmissverständlicher die Architekten sich nun gezwungen sehen, ihre Gebäude an den Gehweg zu rücken, desto angestrenzter widmen sie sich listenreich allen erdenklichen Ausbruchversuchen aus der flächigen Hausfront: Ausbuchtungen, Auskragungen, Durchdringungen, skulpturale Klimmzüge aller Art vermögen noch den Glauben an den gestalterischen Individualismus aufrechtzuerhalten, an den sich das Architektenmetier wie an den rettenden Strohalm klammert.

Die Angst ist berechtigt. Denn steht man eines Tages vor der glatten Fassade, die auch noch bis zum Boden geht, oben die Trauffinie, eingespannt zwischen den Nachbarn, wo sind da die gestalterischen Möglichkeiten, wenn es sich verbietet, die Fassade willkürlich zu garnieren oder unmotiviert skulptural zu verformen? Soll plötzlich alles obsolet sein, was mir an der Schule beigebracht wurde, philosophisch belegt und durch die grossen Vorbilder sanktioniert? Wie schaffe ich es dann überhaupt noch, Aufmerksamkeit zu erregen bei den bunten Blättern, die neue Bilder verlangen? Und vor allem: Verstehen mich dann noch all die, denen man den Glauben nicht nehmen darf, etwas von Architektur zu verstehen? Denn ein Korkenzieher als Gebäude ist allemal gut für eine mediale Sensation. Aber eine Fassade, die schweigt, weil es nicht viel zu erzählen gibt über eines von Tausenden von Bürogebäuden in dieser Stadt?

Wenn es nur darum ginge, heterogenen Programmen zum Ausdruck zu verhelfen! Die Herausforderung besteht vielmehr darin, immergleichen Programmen einen Funken Individualität abzugewinnen, um die Form von innen her zu generieren und nicht nur über den Kontext von aussen. Dabei helfen uns allerdings die vielfältigen Hürden des Planungs- und Genehmigungsprozesses: Kein Projekt übersteht diesen Parcours ohne Deformationen. Um die Diskontinuität muss man sich also keine Sorgen machen, die Kunst besteht vielmehr in der Konzeptualisierung des Zufalls,



Taubenstrasse, Berlin, 1907

in der Fähigkeit, der Banalität dieser Ereignisse eine Form zu geben, die über sie hinausweist.

Machen wir uns nichts vor, oder besser, die Architekten sollten aufhören, ihrem Publikum etwas vorzumachen: Bürohäuser, die heute auf dem Markt bestehen wollen, sehen im wesentlichen gleich aus: um die 3,60m Geschosshöhe, im Erdgeschoss etwas höher; Wandrastermass zwischen 1,25 und 1,45m; zweihüftiger Grundriss mit einer Baukörpertiefe von etwa 14m; Haupttreppenhaus, Fluchttreppen in vorgeschriebenen Abständen; von Geschoss zu Geschoss ist ein feuerbeständiger Sturz oder eine Brüstung von mindestens 1m Höhe auszubilden; die Fenstergrösse muss einerseits die Belichtung gewährleisten, andererseits genügend Wandfläche als Wärmespeicherreserve übriglassen. Nehmen wir den Bürogebäuden, die ja alle ach so individualistisch, so unvergleichlich anders, so nie dagewesen daher kommen, einmal ihr Kostüm, dann werden wir mit Verblüffung feststellen: darunter sehen sie alle gleich aus, ob Spiegel-, Loch-, Streifen- oder Mischfassade.

Nun wird man mit Recht sagen, in Analogie zur Bekleidung des Menschen, dass Fassaden einer Haltung, eines Ausdrucks bedürfen, der zwischen den Ansprüchen der Öffentlichkeit und privater Interessen vermittelt. Wenn wir uns aber nicht permanent auf dem Laufsteg der Haute Couture einzurichten gedenken, wird diese Vermittlung mit der Materialwahl und einem einfachen Fassadenrelief zu bewerkstelligen sein. Die Fassade ist nun einmal nicht das Faschingskostüm oder der Jogginganzug eines Hauses, zumindest nicht, wenn es sich dabei um ein seriöses Büro- oder Wohnhaus handelt.

Der Vermarktungsfachmann wird allerdings behaupten, das Bürogebäude müsse aber etwas Besonderes, Unverwechselbares haben, wenn er es «plazieren» will. Kann es nicht eine «Arcade», eine «Mall», ein «Panko-

wer Tor», eine «Spree-terrasse» sein? Und der Architekt ist glücklich, denn er hat für sein langweiliges Bürogebäude ein Thema, und auch die Öffentlichkeit hat endlich eine abwechslungsreiche bunte Strasse, gebildet aus «Arcade», «Mall», «Pankower Tor», «Spree-terrasse»! Die Zeitungen haben viel zu schreiben und abzubilden, und nach einem halben Jahr kommt uns dieser Rummel nur noch öde vor, weil der Alltag eingezogen ist in einen Jahrmarkt. Bezeichnenderweise sind die meisten dieser Images der Typologie des 19. Jahrhunderts entliehen, der dort allerdings die Funktion städtebaulicher Ausnahmen, monumentaler Höhepunkte zukam, eingebettet in einen normalen, unspektakulären und anonymen Hintergrund, während heute ein Höhepunkt den anderen jagt und dabei nur sich selbst und seine Nachbarn entwertet.

Sind wir eigentlich alle schon so abgestumpft, Nutzer, Bauherren, Architekten, dass wir süchtig von einem Ereignis zum andern torkeln müssen, die Sensibilität für feine Unterschiede, für Feinjustierungen, verloren haben? Ganz offensichtlich ist dieses Sinnlichkeitsdefizit beim Bauen in der Nachbarschaft alter, vom Krieg und vom Wiederaufbau verschonter Büro- und Geschäftshäuser in der Innenstadt. Wir schlagen hier ein neues Kapitel auf in der Berliner Nachkriegsarchitektur. Mit Ausnahme einer Handvoll Bürogebäude aus den fünfziger Jahren, zu denen die Allianz an der Joachimstaler Strasse, die Hamburg-Mannheimer an der Uhlandstrasse, das Bayer-Haus am Olivaer Platz gehören, sind ja keine Bürogebäude entstanden, die bewusst an eine Vorkriegstradition innerstädtischen Bauens anzuknüpfen gedachten.

Nachdem wir den zwanghaften Zergliederungsversuchen einer Klischee-Moderne zum Trotz den Kubus, das ganzheitliche Volumen zurückgeholt haben, stellen wir in der Stadtmitte fest, dass die Lochfassade allein einem Anspruch von Architektur, der diffe-

renziert zwischen Zentrum, Vorstadt und Peripherie, nicht zu genügen vermag, schon gar nicht in poliertem Stein, fliesenartig. Wir sind deshalb auf Umwegen zu einer tektonischen Gliederung zurückgekommen und zu einer Definition des Hausganzen, der Hauseinheit, auch wenn sie so gross ist wie das zerstörte Berliner Schloss. Wir befinden uns unversehens in der Gesellschaft von Architekten, die in den zwanziger Jahren wahrhaft städtische, moderne Häuser in Berlins Mitte gebaut haben.

Dass eine städtische Hausfassade heute nur aus Leuchtschrift, Schaufensterauslagen und Hinweisschildern besteht, ist so ein neomodernes Klischee, das Gott sei Dank, mit der Realität (noch) nicht das Geringste zu tun hat, und deshalb unbrauchbar ist, zumindest dann, wenn in der Architektur nicht nur Trends abzubilden sind, sondern eine Vorstellung von wünschenswertem Leben. Ich widersetze mich als Architekt einer «Öffentlichkeit des Kaufens und Verbrauchens». Ich kann mich als Architekt nicht damit zufriedengeben, Chronist laufender Ereignisse zu sein. Da sind wir nun bei der sozialen Dimension von Architektur, die Herr Hoffmann-Axthelm den Architekten so gerne abspricht. Man darf sich an Adolf Behnes Wort erinnern, dass Architektur eine eminent soziale Angelegenheit sei, weil es dabei um Form gehe, deren Problematik für das Einzelne, Einzige nicht existiere. Deshalb kümmern wir uns auch um die Fassade eines Hauses, wie die von Hoffmann-Axthelm geforderte Porosität des Blockes in der Architektursprache heisst.

Hoffmann-Axthelm möchte man den Ball zurückspielen: Die Architekturkritik wäre erheblich besser, wenn man sie aus den Händen verhandelter Architekten nähme. Denn was da landauf, landab über aktuelles Bauen geschrieben wird, gibt sich ganz unbeeindruckt von der Verzweiflung, mit der einige wenige ihr Metier retten wollen und damit ein Bauen, das sich dem Massstab des Überlieferten stellt, trotz einer vielfach unterentwickelten Bauherrenverantwortung, trotz einer medialisierten öffentlichen Meinung – wer bildet sich noch ein Urteil aus eigener Anschauung, persönlicher Erfahrung? –, trotz einer überforderten Verwaltung. Während um uns herum der primitivste Vulgär-Modernismus sich austoben darf wie nirgends sonst in der Welt, stürzt man sich mit grotesken Verdächtigungen, rücksichtslosen Verunglimpfungen auf jene, die es vorziehen, aus dieser Fortschrittskarawane auszusteigen.

Allen voran ein Herr Stegers, den zu zitieren sich «Werk, Bauen und Wohnen» nicht zu schade ist, der schon sehr früh den journalistischen Riecher dafür hatte, eine Thematik publizistisch auszuschlachten, die den Architekten an die Substanz geht. Sein Vorwurf des «biedereren Konservatismus und falsch verstandener Tradition», fällt, wie man sieht, auf fruchtbaren Boden, abstrahiert aber von so ziemlich allem, was es von der Sache her zu

erwähnen gäbe, wollte man dem Phänomen gerecht werden. Ärgerlich ist aber nicht ein seichter Journalismus, von Herrn Stegers können wir keinen grösseren Tiefgang erwarten, sondern die Bereitschaft, mit der «Werk, Bauen und Wohnen» sich diese Schlagwörter unreflektiert zu eigen macht, um so mehr, als das vorliegende Aprilheft zum Thema Städtebau gegen Ende unseres Jahrhunderts einen wertvollen Beitrag leistet.

So gehört der Aufsatz von Sylvain Malfroy, auch wenn man seine Schlussfolgerungen nicht immer teilen mag, zum Besten, was über den städtischen Block geschrieben wurde. «Die Krise in der Erzeugung von Stadtgefüge näher bestimmen», ja, darum geht es! Man lese noch einmal seinen Schlusssatz zur Herausforderung des urbanen Projektes! Hier wird ein sachlicher Diskurs eröffnet, der viel mit dem Anliegen der Berliner Architekten zu tun hat, denen vorgeworfen wird, «die einmalige Gelegenheit» zu verunklären, «einer europäischen Metropole eine zeitgenössische Identität zu geben». Das ist schön gesagt, aus der Distanz, erinnert aber fatal an den Impuls des Hauptstadt-Berlin-Wettbewerbes, 1957, als sich alle Welt aufgefordert sah, hier die Errungenschaften des neuen Städtebaus auszuprobieren, freilich, indem man erst einmal nahezu alles beseitigen wollte, was ein grauenvoller Krieg von der Stadt noch übriggelassen hatte. Haben wir denn seither wirklich nichts gelernt, zeugt es denn nicht von bodenloser Ignoranz, wenn man sozusagen als «Center-Fold» das bunte Modell von OMA für Yokohama als Alternative suggeriert! Nicht die Aufsätze, nicht die Projekte, die in dieser Nummer vorgestellt werden, fordern Widerspruch heraus, sondern der platte Tenor der Editorials, der genau das produziert, was er richtigzustellen vorgibt, die alternative Gegenüberstellung von reaktionären Block-Verfechtern und progressiven Stadtmonteuren.

Was für Lille und Tokio richtig erscheint, mag sich für die Mitte Berlin als untauglich erweisen, und es darf die Frage erlaubt sein, ob es angesichts Tschernobyl vernünftig ist, aufs Gaspedal zu treten, um alles hinter sich zu lassen, was städtische Zivilisation und Baukultur hervorgebracht haben. Man hat den Eindruck, da sitzen einige Intellektuelle in Zürich, dem schon gebauten Zürich, wo die metropolitane Entwicklung in Dübendorf abgeht, Tokio noch nicht ganz vergleichbar, und schauen sich mit glänzenden Augen die bunten Papiermodellbilder von Rem Koolhaas' Yokohama-Entwurf an und schreiben mit feuchten Händen über die rosige Zukunft der Stadt.

Da philosophiert man über Alternativen zum Block angesichts der Unfähigkeit der sogenannten Träger öffentlicher Belange, nicht zuletzt aus Finanznot, auch nur das Notwendigste für ein kultiviertes Zusammenleben im öffentlichen Raum zu tun. Schauen Sie sich doch einmal die Neubaugebiete am Rande grosser Städte an! Da wird doch schon der

Asphalt gespart, man fährt über einen Knüppeldamm, manchmal reicht es noch für den Kies, Betonrandsteine, rotgefärbtes Knochenpflaster, vandalismussichere Kugellampe, 250 DM das Stück, und ein Strassenschilderwald zwecks Verkehrsberuhigung, Feuerwehriertung und Adressenfindung: «Zu den Häusern...» wie in Marzahn, wo Tausende von Wohnungen an einem labyrinthischen Strassennetz hängen und, offenbar nicht ganz unbeabsichtigt, nur Eingeweihte sich zurechtfinden. Wohl niemand, der nicht selbst hindurchgegangen ist, kann nachvollziehen, was es heisst, einen Bauherrn dazu zu bewegen, eine ganz normale Strasse zu bauen für ein Projekt, das die öffentliche Hand wegen Mittelknappheit nicht erschliessen will oder kann. Niemand kann nachvollziehen, welcher Überredungskünste es bedarf, dieser Strasse einen Namen zu geben als Voraussetzung für das Nummerieren der Häuser. Wir müssen bei einem Projekt in Hohenschönhausen den Gehweg als Rasenfläche weiterführen – obwohl der Bauherr bereit gewesen wäre, diesen vorzufinanzieren –, weil die Kommune nicht das Geld für die Entwässerung aufbringt. Nur die Schranken an der Privatstrasse sind uns erspart geblieben, die das öffentliche Interesse fordert, wenn ein Bauherr sich bereit erklärt, die Strasse, die seit Hobrecht Sache der Kommune war, selbst zu bauen! Und da philosophiert man nun über den Block und das Strassenraster, und man erfindet glitzernde Stadtmodelle angesichts der materiellen und gesellschaftlichen Unfähigkeit, auch nur die Reste der gebauten öffentlichen Vereinbarung, die man einmal Stadt genannt hat, aufrechtzuerhalten. Da fragt man nun, ob es nicht Alternativen gäbe zur Strasse und zum Block, der sie konstituiert, und man denkt dabei natürlich an die fetzigen Collagen unserer progressiven Stadtplaner, die bei Kandinsky und Schwitters zur Schule gegangen sind, und die keine Ahnung davon haben, nicht im Entferntesten, was es heisst, trotz aller Widerstände eine gerade Bordsteinkante zu bauen.

Den Kritikern nehme ich nicht übel, wenn sie nicht nachvollziehen wollen, was den Architekten aufgebürdet ist, wenn dem öffentlichen Interesse die Luft ausgeht, wenn Qualitätsmassstäbe des kollektiven Umgangs verlorengehen, wenn die Bereitschaft zunimmt, die Augen vor allem zu verschliessen, was die persönliche Existenz nicht direkt bedroht. Was man den Kritikern aber wohl ankreiden darf ist, dass sie, die ihre Sinne doch schärfen müssten und allen voran den visuellen, offenbar blind durch die Stadt- und Neubaugebiete laufen. Oder beschäftigen sie sich nur mit den bunten Bildern der Realisierung? Gehen die selbsternannten Weisen in Sachen Architektur und Städtebau wirklich einmal durch die gebauten Pläne und erfahren sie dann etwas, das über ihre Glaubensbekenntnisse und den angelesenen Stoff hinausgeht?

Nehmen wir die Begriffsverwirrung, die

sich die Redaktion auf Seite 3 leistet. Da wird erst einmal die durch nichts begründete, ja überall, wo innenstädtische Bereiche geplant werden, widerlegte Behauptung aufgestellt, dass Innenhof und Strassenraum ihre ursprüngliche Bedeutung verloren hätten. Wieder so eine intellektuelle «Erkenntnis», der die Realität Hohn spricht. Zu Beginn der Internationalen Bauausstellung, als der städtische Block seine Wiedergeburt erfuhr, hat man auch viel von «halböffentlich» gesprochen, und Rob Krier hat seinen Hof mit dem grossen Tor zum Zwecke der «Blockdurchwegung» an der Ritterstrasse gebaut. Die erste Anstrengung der einziehenden Mieter, der Bau war noch nicht fertig, war die Errichtung eines Jägerzaunes «während der Bauzeit», um unerwünschte Besucher, und die kamen zuhauf, aus dem privaten Hof zu halten. Der Zaun steht heute noch.

Seinerzeit hat es aber eine Diskussion zum Thema Stadt gegeben, nachzulesen in zahlreichen Veröffentlichungen der Bauausstellung wie in internationalen Fachzeitschriften, die offenbar schon wieder in Vergessenheit geraten ist, obwohl sie nicht nur theoretisch geführt wurde, sondern gleichsam als Architektur- und Städtebaulabor ausgewertet werden könnte. Die IBA, 10 Jahre danach. Wir könnten, meine ich, vieles aus den Defiziten lernen. Wir würden wahrscheinlich feststellen, dass wir einfacher bauen müssen, dauerhafter. Uns erscheinen die individualistischen Konkurrenzgebärden der Architekten eher komisch, oft peinlich. Wir wären überzeugt, dass trotz Orientierung am alten Stadtgrundriss mit subventioniertem Wohnungsbau allein keine Stadt zu machen ist, und wir würden der Versuchung nachgeben in Kenntnis der Stadtentwicklung des ausgehenden 19. Jahrhunderts, mehr auf die Kräfte des Marktes zu setzen, die selbstverständlich im öffentlichen Interesse zu lenken, aber eben durch noch so gut gemeinte Planung nicht zu ersetzen sind.

Hier spielt nun die Parzelle eine Rolle, die ja auch nicht von Hoffmann-Axthelm erfunden wurde. Grossinvestments à la Docklands oder La Défense wären in der Tat stadtzerstörerisch. Die Kleinparzelle andererseits mit 24m Frontlänge erwies sich schon zu Beginn des Jahrhunderts als zu klein für die Typologie der modernen Grossstadt. So wurden drei, vier Parzellen benötigt, um ein Hotel, ein Kaufhaus, ein Büro- und Geschäftshaus wirtschaftlich zu erstellen. Hier das Rad der Geschichte zurückzudrehen, hiesse in der Tat, der Stadt die Energie einer zeitgemässen Entwicklung zu nehmen.

Deshalb rückt für mich ein Begriff in den Vordergrund, der weit wichtiger ist als die Parzelle, nämlich die Hauseinheit. Verstehen wir die Stadt als Gesellschaft von Häusern, kleinen und grossen, dann leuchtet schnell ein, dass Megastrukturen nicht gesellschaftsfähig, ja stadtzerstörerisch sind. Ob das nun Scharouns endloses Gebäude im Kollektivplan, das vom

Tiergarten bis tief nach Kreuzberg hinein reichen sollte ist, oder Le Corbusiers Obus-Plan, sie laufen einer Stadt, verstanden als Gesellschaft von Häusern, zuwider. Nun können wir diese vielen anachronistisch erscheinende Stadtvorstellung ad acta legen, oder wir reden, wie ich es vorziehe, über Hauseinheiten und wie diese miteinander kommunizieren. Dabei kann ich mir ein städtisches Gebilde aus zweigeschossigen Reihenhäusern ebenso vorstellen wie eine Konfiguration riesiger Hauseinheiten – die selbst wie eine kleine Stadt funktionieren –, auf grosse Distanz in die Landschaft gestellt. Das Kulturforum mit Matthäikirche, Philharmonie und Nationalgalerie hatte diese Qualität. Die Staatsbibliothek ist schon zu sehr Megastruktur, sie weigert sich, als Hauseinheit in Erscheinung zu treten. Und das ist nicht eine Frage der Grösse.

Man wird sich damit abfinden müssen, dass es Programme gibt, die das kleinparzellierte, alte Blockschema sprengen würden, Hauseinheiten in Blockgrösse, oder sogar in einer Grösse, die sich beim besten Willen nicht mehr der Blocktextur unterwirft und deshalb solitärartig dagegen steht. Unser Projekt für den Alexanderplatz beruht auf einer solchen Typologie: Hauseinheiten in Blockgrösse, aus denen sich an der Strassenfront Hochhaustürme entwickeln. In den Erdgeschossen der Blöcke sind Einzelhandel und Gastronomie vorgesehen, im ersten Obergeschoss, bequem mit dem Platz verbunden, Einrichtungen für Kultur und Freizeit in Verbindung mit den Restaurants und Cafés des Erdgeschosses. Darüber sind Büros, in einigen Häusern aber auch Appartements vorgesehen. In den beiden obersten, zurückgestaffelten Blockgeschossen sind Wohnungen untergebracht. Die Türme sind Büronutzungen vorbehalten, mit Ausnahme von zwei Appartementtürmen.

Der Vorwurf Hoffmann-Axthelms, wir seien auf Monofunktionalität aus, geht also bewusst an den Tatsachen vorbei. Er klammert sich an eine schon in den sechziger Jahren ad absurdum geführte, irriige Annahme, eine lebendige Architektur könne nur entstehen, wenn sich die Interessen der individuellen Nutzer, vor allem in der Fassade, ausleben dürften. Die Realität ist aber eine andere: Der individuelle Nutzer sucht sich ein Haus, das seinen Bedürfnissen entspricht, dessen Lage in der Stadt vorteilhaft ist, in dessen Ausdruck, Haltung und Ausstattung er sich wiederfindet und dessen Miete er, last but not least, bezahlen kann. Die Vielheit, die Hoffmann-Axthelm beschwört, ist die Vielheit der Hauseinheiten und die Wandlungsfähigkeit einer Baustruktur, die sich eben gerade nicht auf zufällige Einzelinteressen während der Planungszeit festlegen lässt, sondern möglichst offen bleibt für zukünftige Entwicklungen. Entscheidend ist der Charakter des Hauses, der Identifikationsmöglichkeiten bieten muss, der den Mietern und Nutzern das Gefühl der Zugehörigkeit, des Gut-aufgehoben-Seins geben muss und der

den Besuchern in Erinnerung bleibt, Wiedererkennbarkeit, Wiederauffindbarkeit erlaubt. Voraussetzung dafür ist die Hauseinheit, die Adresse. Megastrukturen schaffen keine Adresse.

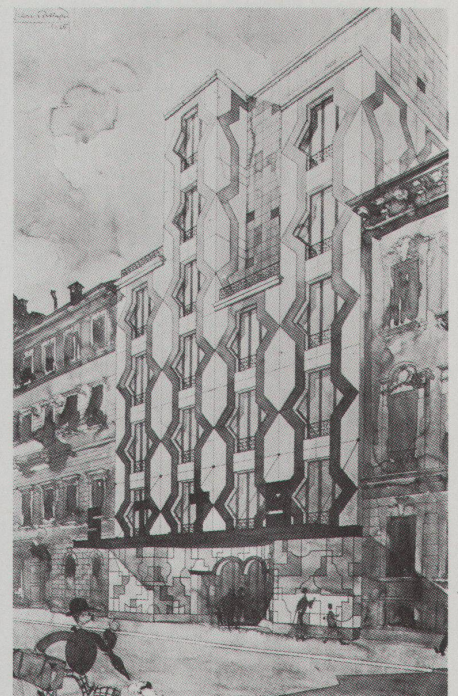
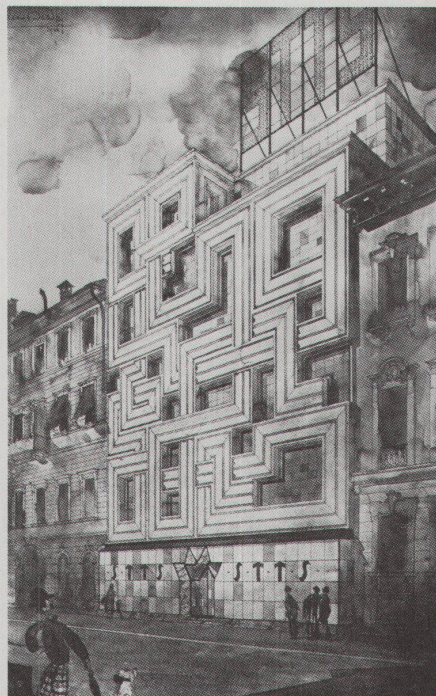
Aus mehreren Hauseinheiten, Hauscharakteren entsteht eine Strasse, ein Platz. Der Fassade kommt dabei die Vermittlungsfunktion zu zwischen Hausindividualität und öffentlichem Raum. Dieter Hoffmann-Axthelm, nur darum geht es. Niemand trauert dem Blockrand nach als «ästhetisches Ereignis... im Sinne des Barock»! Ganz richtig, die Strassenerfahrung ist älter und sitzt tiefer und fester. Was machen wir aber nun am Leipziger oder Pariser Platz, wo das Achteck und das Quadrat doch von niemandem in Frage gestellt werden. Mit der Medialisierung der Wahrnehmung, mit den Leuchtreklamen, Schaufensterausstattungen, Firmen- Nummernschildern kommen wir doch allen Ernstes nicht weiter, und auch nicht mit der Nostalgie der vielen Zugänge und der Porosität. Wir kommen aber auch nicht weiter mit einer Gestaltungssatzung, die nun minutiös das Gemeinsame der kriegszerstörten Häuser festzuschreiben sucht. Weder soziale Romantik noch historische Gestaltprinzipien wären in der Lage, diese wichtigen Stadtplätze in ihrer Bedeutung neu entstehen zu lassen. Und zum originalgetreuen Wiederaufbau war die Bebauung dann doch nicht herausragend genug, mit Ausnahme des Kaufhauses Wertheim von Messel am Leipziger Platz.

Der «Wiederaufbau» des Hotels «Adlon» am Pariser Platz lässt allerdings Schlimmstes befürchten, wenn er mit Mitteln des heutigen Bauens vorgenommen werden soll! Entweder

man baut hier nach denkmalpflegerischem Befund oder neu. Gibt es eine unerträglichere Vorstellung als das Nachempfinden bossierter Quader in Beton oder mit dünnen Steinplatten! Wie gehen wir also an diese Plätze heran, wenn weder eine geschichtstümelnde Rekonstruktion mit zeitgemässen Mitteln in Frage kommt, noch eine ungebundene Fortschrittsarchitektur? Wir werden wieder über einen verpönten Begriff reden müssen, die Fassade.

Man sprach lieber von Ansichten. Die Moderne – so van Doesburg – hat ja den allseitig sichtbaren und gestaltbaren Kubus entdeckt. Weg von der Fassade, der Front, der Schauseite, hin zum Objekt, zur Skulptur, die allseitig manipulierbar wird. Welche Möglichkeiten taten sich da auf! Welche Freiheit des Gestaltens! Voraussetzung dafür war allerdings das Herauslösen des Hauses aus der Strassenwand, ja das Abtrennen des Gebäudes von seiner Basis, das Hochstemmen des Körpers und das Abstützen mit Hilfe von Pilotis. Dort, wo einmal der Sockel für festen Stand sorgte, wurde nunmehr dem Kontinuum des Grüns nichts mehr in den Weg gestellt. Der Typus für die «Stadtlandschaft», für die durchgrünte und aufgelockerte Stadt, war gefunden. Konsequenterweise wurde auch auf das Dach verzichtet, die flache Decke des obersten Geschosses wurde begehbar und gegen Regen abgedichtet. Man wollte ja auch diese sechste Ansicht des Kubus sehen.

An die Stelle der Hauseinheit trat damit der abstrakte Körper, in den man Löcher oder Schlitze für die Belichtung schnitt. Das Auge gewöhnte sich an den starren Lochfassadenkörper, dessen tektonische Qualitäten sich in der Grossform erschöpften, die auf der Erde



Karikaturen «moderner» Entwürfe für ein Geschäftshaus; Architekt: Piero Portaluppi, Milano, 1925

lag beziehungsweise auf sichtbaren oder versteckten Stützelementen. Denn es war noch eines gelungen, man hatte die Stützen von der Aussenwand nach innen verschoben: die Wand konnte damit vollkommen frei gestaltet werden, als Ausfächung, bei der ja immer noch die Geschosdecken sichtbar sein könnten, wäre man nicht versessen auf den weissen, homogenen, verputzten Körper, ungeachtet der konstruktiv bedingten Materialvielfalt. Oder als vorgehängter «Curtain», der in der hochentwickelten Form des «structural glazing» vollkommen losgelöst von der dahinterliegenden Struktur in Erscheinung treten kann. Mit der Glas-Klebeverbindung ist man offenbar am Ziel des modernen Abstraktionsdranges gelangt: ein Raster feiner Fugen, determiniert nur noch durch die Lieferformate der Glashersteller, überzieht den spiegelnden, sich in der Umgebung verflüchtigenden, buchstäblich zum Verschwinden gebrachten Kubus. Es gibt nur noch Glas und Fugen, Silikonfugen, das Problem der Fügung scheint überwunden. Nur der gelegentliche Zwang zu Fenstern, die geöffnet werden können, und die Notwendigkeit, die Glaskiste zugänglich zu machen, werfen Probleme auf, die bisher nur auf gewohnt unbeholfene Art zu lösen sind.

Nun wäre es ja eine Lust, sich dem skulpturalen Spiel der weissen Putzkuben und der spiegelnden Glasvolumen hinzugeben, und dem Tatendrang des architektonischen Entwurfskünstlers wären keine Grenzen gesetzt, wenn nicht die Programme, die in den bizarren Hüllen unterzubringen sind, ein atemberaubendes Mass an Redundanz aufwiesen, ganz besonders, wenn die Ökonomie eine Rolle spielt, und das soll ja zunehmend der Fall sein. Im Wohnungsbau, vor allem aber im Bürohausbau, sieht man sich einer Fülle von Standards ausgesetzt, die zu stereotypen Lösungen führen und in der Addition zu einer erdrückenden Tristesse. Davor aber hat die Öffentlichkeit um so grössere Angst, je direkter diese Monotonie tatsächliche Verhältnisse reflektiert. Hier nun sind wir am wohl unumstrittensten Betätigungsfeld des modernen Architekten gelangt, dem «Embellissement» der unter ökonomischem Druck und industrieller Bauproduktion optimierten Standardlösung.

Je uniformer die gesellschaftlichen Handlungsabläufe sich gestalten, desto individualistischer, so scheint es, wollen sie in Erscheinung treten, nicht zuletzt unter Vermarktungsgeichtspunkten. Hier geht es um die Produktion unverwechselbarer Bilder, denen die Realität oft nicht einmal standhalten muss. Der Verkaufsprospekt ist entscheidend. Im Rahmen des ökonomisch Vertretbaren wird die ganze Palette an Versatzstücken, der ganze Reichtum geometrischer Strategien, der standardisierten Banalität zu entfliehen, durchgespielt, bis sich eine neue Uniformität einstellt, die der unverwechselbaren Bilder. Die permanente Reizüberflutung lässt nur noch spektakuläre

Ereignisse figural aus dem einheitlichen Grund hervortreten. Feine Unterschiede haben in diesem Wettbewerb keine Chance, unser medial geprägtes Sensorium spricht darauf offenbar nicht mehr an.

Das Interesse hat sich dabei folgerichtig vom allseitig skulptural manipulierbaren Kubus der Moderne auf die Fläche verlagert, Learning from Las Vegas, weil's billiger ist. Die unabhängigen Volumen kommen aus der Stadtlandschaft, und als Intermezzo, aus der Peripherie, zurück ins Zentrum, rücken zusammen, reiben sich an ihren Nachbarn und gewöhnen sich wieder an eine Bauflucht und an eine Trauflinie. Ein gemeinschaftliches Interesse rückt in den Vordergrund, das einmal den öffentlichen Raum der europäischen Stadt konstituiert hat.

An der Fassade, nicht in ihrer Funktion privater Vermarktungsabsichten, sondern als Vermittlerin zwischen privaten Interessen und denen der Öffentlichkeit, treffen die inneren und äusseren Kräfte, die ein Gebäude formen, aufeinander. Wir erinnern uns an Beispiele aus der Architekturgeschichte, die diesem öffentlich-privaten Interessenausgleich eine sehr fein justierte, überzeugende Form gegeben haben, und es wird uns vielleicht sogar peinlich, bei einfachen Wohn- und Bürohäusern einen architektonischen Höhepunkt an den anderen reihen zu wollen, die A-Galleria an das B-Atrium.

Die Frage darf erlaubt sein, wie konstituiert sich heute städtische Öffentlichkeit baulich, vor allem im Zentrum. Was sind die Alternativen zu Strasse und Platz, wenn diese anachronistisch oder obsolet geworden sein sollten? Erst wenn brauchbare, vielleicht sogar überlegene Alternativen vorliegen, mag man, nachdem wir wieder dort angekommen sind, wo der Ausflug in die Stadtlandschaft begonnen hat, auch über Alternativen zur städtischen Fassade nachdenken.

Einstweilen dürfen wir feststellen, dass es dabei zunächst darum geht, die Hauseinheit herzustellen, darzustellen: an der Fassade erweist sich, ob das Haus mehr ist als die Summe seiner Teile. Wie gross darf eine Parzelle sein, damit ein Haus noch als Ganzes wahrgenommen werden kann und nicht als Megastruktur ohne Anfang und ohne Ende? Wie erreiche ich diese Einheit des Hauses, ausgedrückt in der Fassade, am Boden, am Dach, an den Seiten? Wie wird die Fassade massstäblich im Spannungsfeld zwischen privater Zelle und öffentlichem Raum? Und wie wecke ich darüber hinaus Vertrauen in das Gebäude als Voraussetzung für eine selbstverständliche Benutzung ohne Gebrauchsanleitungen auf Schritt und Tritt? Wie entsteht eine Adresse? Schliesslich, in welchem Material tritt meine städtische Fassade in Erscheinung? Sie soll nicht nur solide sein, sondern gewährleisten, was Aldo Rossi einmal Permanenz, als Bedingung für Stadt, genannt hat. Sie muss mit anderen Worten Zeit aushalten, Zeit gleichsam auf-

saugen. Sie kann nicht immer neu bleiben wollen. Stadt entsteht nicht ad hoc, Stadt muss sich entwickeln, muss wachsen können. Wie sehen Häuser aus, die städtisch sind in diesem Sinne?

Ich ziehe es vor, diese Themen, die von essentieller Natur sind, wenn uns das Städtische als Übereinkunft einer in Europa hochentwickelten, gemeinschaftlichen Lebensform am Herzen liegt, in Frageform zu kleiden, denn ich habe selbst keine verallgemeinbaren Antworten parat. In meinen Projekten und Bauten versuche ich in der jeweiligen Situation Antworten zu finden, die sich in der Summe vielleicht verdichten zu einer objektivierbaren Aussage. Aber es sind Versuche, die sich dem Vergleich, der Kritik und der Diskussion stellen.

Allerdings hat die Tatsache, dass wir heute alles zu können glauben im Bauen, mit Beton und Styropor und Plastik, so dass wir langsam in einer Verpackungsarchitektur verschwinden, zu meiner Überzeugung geführt, dass der Architektur ein tektonisches Prinzip eigen ist und dass die Architektur der City einer soliden Erscheinungsform bedarf. Deshalb sprechen wir von einer «steinernen» Architektur, wohl wissend, dass wir es mit geschichteten Wandaufbauten zu tun haben und durchaus in Kenntnis, dass man auch mit Stein eine Menge Unfug treiben kann. Gegenüber dem Diktum der modernen «Ehrlichkeit» geben wir dem Anspruch urbaner Permanenz den Vorzug.

In Berlin kommt, wie nirgends sonst in der Welt, das Dilemma der modernen Architektur bezogen auf die Stadt, insbesondere das Stadtzentrum, zutage. Hier wird die Frage nach dem Zentrum einer Metropole gestellt, während es andernorts Lücken zu füllen gilt oder die Peripherie zu entwickeln ist. Ich vermute, wir werden diese Aufgabe nicht bewältigen, ohne an die frühmoderne Tradition städtischen Bauens anzuknüpfen, also all jene Versuche, die der Stadt noch nicht den Rücken gekehrt haben, um das Heil auf der grünen Wiese zu suchen. Die Betonung liegt dabei auf «Anknüpfen», denn es kann nicht unser Anliegen sein, historische Architekturen neu aufzulegen, auch wenn es schwer sein wird, in diesem Anknüpfungsprozess, der einem Gang durch das Nadelöhr gleicht, sofort zu überzeugenden Lösungen zu kommen. In jedem Fall geht es aber darum, das Neue zu vergegenständlichen, einzufügen in die Welt des Bekannten und Vertrauten.

H.K.